

Das Lachen, das im Hals stecken bleibt

Adriana Altaras liest im Theater Regensburg und erzählt, was sich seit dem Terror der Hamas für Juden verändert hat

Von Katharina Kellner

Regensburg. Adriana Altaras ist gelernte Schauspielerin und Regisseurin und wurde später auch Schriftstellerin. Was für eine großartige Kombination das ist, zeigte sich am Donnerstagabend im Theater am Bismarckplatz, wo sie aus „Titos Brille“ las. Ihr Romandebüt aus dem Jahr 2011 steht aktuell im Mittelpunkt der Veranstaltungsreihe „Regensburg und Kelheim lesen ein Buch“.

Altaras hat, als sei es für die Bühne, viele Dialoge in ihr Buch eingebaut. Sie liest nicht nur, sie erzählt, erschafft Szenen fast wie im Theater: Sie lässt ihren verstorbenen Vater in seiner Heldentat schwelgen, die Brille des Marschalls Tito, in dessen Diensten er als Partisan stand, repariert zu haben (dabei trug Tito zu der Zeit gar keine Brille). Das Publikum wird in Szenen ihres Familienalltags buchstäblich hineingesogen: So wenn die Erzählerin als jüdische Mutter zweier Söhne um die Frage herumeiert: Beschneiden lassen, ja oder nein? Oder wenn sie bei der Bar Mitzwa ihres Sohnes an der Sturheit des orthodoxen Rabbiners verzweifelt, weil der die geerbten Tefillin, die Gebetsriemen, als unkoscher zurückweist. Altaras kommentiert trocken, alle 5000 Jahre sei es doch an der Zeit für die Religiösen, mal eine andere Meinung gelten zu lassen – und nimmt dabei auch ihr christlich sozialisiertes Publikum mit.

Humor: „Eine Art Waffe“

Wie eng in ihrem autobiographischen Roman Humor und Schrecken beieinanderliegen, verdeutlicht Moderatorin Judith Heitkamp vom BR: Altaras lasse ihre Leser tief hinein in ihren Lebens- und Freundeskreis. Man lerne dabei auf leichte Weise über den jüdischen Alltag, die zweite Generation nach den Holocaust-Überlebenden und über Missverständnisse und Skurrilitäten im Umgang



„Können Sie noch? Ja, wir müssen auch noch. Sie kriegen Ihren Alkohol erst nach 40 Minuten“, spornet Adriana Altaras scherzhaft das Publikum an. Das will aber nicht genug bekommen. Foto: altrofoto

Die Veranstaltungsreihe „Regensburg und Kelheim lesen ein Buch“

Projekt: Es steht für die Leseförderung. Noch bis 17. März gibt es zahlreiche Veranstaltungen in beiden Städten, getragen von Einzelnen und der vernetzten Kulturszene. Infos: www.regensburg-liest.de

„Titos Brille“: Adriana Altaras erzählt die Geschichte ihrer Familie. Ihre jüdischen Eltern stammen aus Zagreb und Split und kämpften als Partisanen gegen die Nazis und die faschistische Ustascha.

Termine: Ein Werkstattgespräch mit der Autorin gibt es am Samstag, 24. Februar, 10 Uhr, im Akademietheater Regensburg. Der Film „Titos Brille“ läuft am gleichen Tag um 18.30 Uhr im Ostentor-Kino.

von Juden und Nichtjuden. Leser müssten bei der Lektüre oft herzlich lachen, doch es gebe „Momente, in denen uns das alles im Hals stecken“ bleibt.

So zum Beispiel, wenn Altaras einen Holocaust-Witz erzählt, der eine Botschaft für Nichtjuden enthält: „Moshe und Aaron erzählen sich einen Witz über Auschwitz und lachen wie irre. Gott kommt vorbei und sagt: Wie könnt ihr denn Witze machen über Auschwitz? Sagen sie zu ihm: Das verstehst du nicht, du warst ja nicht da.“

Humor sei für sie eine Art Waffe, sagt Altaras. Sie versuche die Dinge zu benennen, um sie aushalten zu können. Im Buch stellt sie durch warmherzigen und zugleich schonungslos Witz eine Distanz her zum zenterschweren Thema: Den Traumata der Überlebenden und ihrer Nachkommen. Humor befreie auch von Scham, die ein unbrauchbares Gefühl sei, sagt die Autorin: „Nichtjuden bringt es nichts, wenn sie sich schämen, dass ihre Eltern und Großeltern Mörder waren. Und mir bringt es nichts, wenn ich mich schäme, weil ich sie in diese Situation gebracht habe.“

„Jetzt gibt es diesen Riss“

„Titos Brille“ beginnt mit den Worten: „Meistens bin ich unbekümmert.“ Heitkamp fragt: „Das ist ein Satz von 2011. Stimmt der noch heute?“ Altaras: „Ich bin weniger unbekümmert seit dem 7. Oktober. Jeder, der ein bisschen Verstand hat, macht sich Sorgen, als Jude vielleicht noch mehr.“ Von der Reaktion der Deutschen auf den Terrorakt zeigt sie sich enttäuscht: „Es gab ein Zeitfenster zwischen dem Massaker und dem Rückschlag Netanjahus, in dem man hätte Empathie zeigen können. Es ist nicht passiert.“

Wenn es so etwas gegeben hätte wie ‚Wir fühlen mit‘, wäre die Situation für die Juden entspannter gewesen.“ Nun sei die Lage katastrophal, auch für Palästinenser. Viele Juden trauten sich nicht mehr aus dem Haus.

Wichtigste Veränderung für Altaras persönlich seit dem 7. Oktober: Bei Lesungen sei ihr Thema früher Versöhnung gewesen, Verbindung herzustellen mit Nichtjuden. „Jetzt gibt es diesen sehr feinen Riss. So wie wenn man auf Eis läuft und es macht Chrkk.“ Mittlerweile spreche sie bei Lesungen nicht vom Holocaust, sondern vom Heute. Mit Blick auf die Anfeindungen gegenüber Juden sagt sie: „Es ist auch was Neues, wenn man liest, man soll ausgelöscht werden und es sind nicht die Eltern oder die Großeltern, die ausgelöscht werden, sondern man selbst.“

„Ich fühle mich als Frau, als Jüdin und als Künstlerin bedroht.“

Adriana Altaras
Die Autorin über das Erstarren der AfD in Deutschland

Altaras erzählt, sie habe bei einer Lesung in Hessen gesagt: „Leute, wenn jetzt Wahlen sind, wählt nicht schon wieder die AfD!“ Da sei eine Stille entstanden, „als wären sie alle tot“. Ihr scheine, als duldeten die Leute, wenn Juden sich mit der Shoah befassten, doch nicht mit der Gegenwart.

Altaras sagt mit Blick auf den erstarkenden Rechtsextremismus: „Ich fühle mich als Frau, als Jüdin und als Künstlerin bedroht.“ Im Theatersaal gibt es da kein Halten mehr: Das Publikum applaudiert lange, die Saalbeleuchter lassen die Lichter zustimmend aufleuchten. Es ist ein intensiver Moment dieser Lesung, mit der das Team von „Regensburg liest“ eine glückliche Hand bewiesen hat: Damit, einen 13 Jahre alten und doch hochaktuellen Roman ins Zentrum zu stellen und eine Autorin, die in Zeiten von Terror und Krieg so nachdrücklich an den Wert von Empathie erinnert.

Auch dem Arztbesuch gewinnt sie Komisches ab

Von Peter Pavlas

Regensburg. Einen „aufregenden Abend“ kündigte Claudia Pichler an, aber das Regensburger Publikum sei ja robust und ihr vertraut. „Feierabend“ nennt sie ihr neues Kabarett. Die Premiere fand nun im drei Tage lang ausverkauften Stadt-Theater statt.

Die Künstlerin studierte Germanistik, Psychologie und Politik, war Lektorin, Theaterleiterin im Münchner Fraunhofer und promovierte über Gerhard Polt. In der BR-Grünwald Freitagscomedy ist sie gelegentlich als „Fachfrau fürs Bairische“ zu Gast oder im „Schlachthof“. 2023 wurde sie zur Münchner Turmschreiberin ernannt und mit dem Dia-

lektpreis Bayern 2023 geehrt. Kundig also ist sie in vielen Kunst-Bereichen.

Nervosität während der Premiere zeigt sie (fast) nicht, auch wenn nicht jeder Griff auf der Gitarre gleich gut sitzt. Auch Zungenbrecher wie gastroenterologisch bringt sie kollisionsfrei unter. Ihre Stärke ist es, ihr Publikum plaudernd und lachend quasi an die Hand zu nehmen und mit ihm durch Alltagsszenen zu bummeln. Lieder würzen ihren Vortrag.

Thema ist der menschliche Körper, einschließlich dessen Fehlfunktionen im Bett, die die Beziehung belasten, Einschlafschwierigkeiten und Vorsorgeuntersuchungen. Dann karikiert sie Auswüchse des von herumzickenden Influencerin-

nen beworbenen Lifestyles und der wichtigsterischen Schickeria im heimatlichen, „unangenehm reichen“ München. Besonders funkelnd sind Einsprengsel absurden Humors und Sprach-Betrachtungen. Traditionelles Politiker-Bashing findet nur ganz am Rande statt.

Die Hubschraubereltern bekommen ihr Fett weg, die jeden noch so unbedeutenden Geburtstag ihres Noah-Ludwig oder Emilie-Sonstwie zum Event stilisieren. Blinde-Kuh-Spiele seien ja im Hinblick aufs Tierwohl nicht mehr angebracht. Auf den Bildschirmen würden spirituelle Influencerinnen der Generation Z aufstöhnen angesichts der vermeintlich unzumutbaren Be-

lastung eines „fucking Achtstunden-Tages“. Pichlers Publikum geht spontan mit und spricht chorisches Mantra eines Gurus mit dem passenden „Money-Mindset“ mit: „Ich werde reich!“ Manche seien das ja schon, wie Friedrich Merz mit zwölf Millionen Euro Privatvermögen und zwei Flugzeugen oder Frau Tandler dank ihres Masken-Deals.

243 Millionen Euro habe Andi Scheuer in der Maut-Angelegenheit versemelt. Genau so viele Schafe zähle sie bis zum Einschlafen, bekennt Pichler. Auch sinnlose Fragen stellt sie sich dann: Warum läuft die Nase? Warum riechen die Füße? Und ist beim beim Vibratoren-Test „befriedigend“ die Bestnote? Applaus ist ihr da sicher.



Claudia Pichler unterhält mit Alltagsszenen und absurdem Humor. Foto: Peter Pavlas

Geistvoll ist ihr „knallharter Gangsta-Rap“ über die Susi vom Isartor, eine Salmonelle, die mit dem Noro-René anbandelt. Und wen man alles im Heim für ausgediente Werbetiere trifft! Den Dentagard-Biber, die Milka-Kuh oder die

Whiskas-Mieze. Die haben nämlich fürs Alter vorgesorgt, im Gegensatz zum verarmten Kondensmilch-Bären. Über die Oberpfälzer Sprache macht sich Pichler maßvoll lustig („Gebell“), ansonsten zeigt sich die Dialektpreisträgerin als Integrationshilfe für Zugezogene. „Ich hätte mir von Pichler mehr Mundart erwartet, und mehr kabarettistischen Biss“, kommentiert in der Pause ein Paar aus Bernhardswald. Aber wie sie die Arztbesuche schildere, sei sehr treffend. Eine Zuschauerin mag die angenehme Stimme der Kabarettistin und lobt überzeugend gestaltete Übergänge. Eine sehr amüsante Vorstellung war’s allemal, die mit dem Titel „Feierabend“ nicht immer viel zu tun hatte.

Die Faszination von Liszts Musik wurde spürbar

Pianist Kirill Gerstein im Neumarkter Reitstadel bejubelt

Von Peter K. Donhauser

Neumarkt. Bei den Neumarkter Konzertfreunden gingen die Uhren am Donnerstag eine gute Woche nach: Quasi als Reminiszenz servierte Kirill Gerstein das Programm „Faschingsschwänke“. Der Pianist (44), in der Sowjetunion geboren, ist US-Staatsbürger und Professor an der Hanns-Eisler-Hochschule Berlin.

Viele der 14 Einzelsätze forderten eine technisch herausragende Überlegenheit und Kondition. Gerstein besitzt sie und kann so diesen Auftrieb an rasanten Passagen, Terz- und Akkordgängen sowie Sprüngen getrost unter die Finger nehmen. Exemplarisch auf den



Kirill Gerstein im Reitstadel Neumarkt. Foto: Fritz Etzold

Punkt gebracht bewies er das – vor der Pause – bei der umjubelten Polonaise Nr. 2 in E-Dur von Franz Liszt. Heroisch legte er den Beginn an, streute die spektakulären Läufe ab Takt 38 mit eleganter Leichtigkeit ein.

Im a-Moll-Trio ließ er die majestätischen Bässe einen Dialog mit den triumphalen Oberstimmen führen. Magischen Zauber entfaltete er nach der Kadenz mit den in höchsten Lagen schwirrenden Glöckchen-Effekten. Da wurde viel von der Faszination spürbar, die Liszt auf Zeitgenossen ausübte!

Begonnen hatte Gerstein mit der Polonaise-Fantaisie As-Dur op. 61 von Frédéric Chopin. Suggestiv sinnierend spielte er die Einleitung, bewahrte dann den typischen Rhythmus, auch wenn er in den Mittelstimmen versteckt war, und konzentrierte die Energie auf das kraftvolle Finale.

Vor Liszt stand die verhalten-nachdenkliche Nocturne Nr. 13

in h-Moll op. 119 von Gabriel Fauré mit klar orchestrierten Stimmen-Dialogen. Mit den Intermezzi von Francis Poulenc folgten drei Schmankerln: Das erste mit seinen Taktwechseln zwischen 2/4 und 5/8 legte er quirlig und witzig an, das zweite introvertiert, das längere dritte vielschichtig, geprägt von schwingendem 6/8-Takt.

Den Teil zwei rahmte der Pianist mit Chopin: Bei der Fantasie f-Moll op. 49 zeigte sich (wie schon bei anderen Stücken), dass Gerstein mit dem Zugriff für einen großen Saal zu spielen schien, in dem leise Passagen womöglich untergehen. In der vorzüglichen Akustik des Reitstadels besteht diese Gefahr nie, da könnte man mehr

Piano wagen, an die unterste Grenze des Pianissimo gehen.

Quirlig und fingerfink dann der finale Walzer As-Dur op. 42, mit Genuss zelebriert die Überlagerung von 6/8 und 3/4-Takt. Die Doppelbödigkeit des Stückes war prima herausziselieren. Vorher erklang das „Liebesleid“ von Fritz Kreisler in der superben Bearbeitung von Sergei Rachmaninow.

Im Zentrum stand der Zyklus „Faschingsschwank aus Wien“ von Robert Schumann. Ja, hier verstand man den Bezug von Motto und Musik, bei den anderen Stücken erschloss er sich nicht wirklich. Im Allegro ging Gerstein an die obere Tempogrenze; so gerieten manche thematischen Achtelfiguren et-

was verhuscht. Melancholisch spielte er die Romanze, verschmitzt und bestens gelaunt das Scherzino, wild und sprudelnd das Intermezzo. Atemlos, fast rauschhaft voranströmend folgte das Finale.

Eine Überraschung war die Zugabe, ein schlichtes Stück des armenischen Komponisten (und Priesters) Komitas Vardapet (1869-1935). Die von armenischer Volksmusik geprägten Melodien, über weite Strecken nur von einem durchbrochenen Bordun begleitet, berührten. Gerstein hatte das Stück gewählt, um bei aller Faschings-Feier-Laune nicht das Schicksal der von Krieg betroffenen Menschen aus den Augen zu verlieren.